

# Das literarische Echo

## Halbmonatschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger

Herausgegeben

von

Dr. Ernst Heilborn

Dreizehnter Jahrgang

Oktober 1910—Oktober 1911



Egon Fleischel & Co.  
Berlin W.

# Das literarische Echo

## Halbmonatschrift für Literaturfreunde

13. Jahrgang: Heft 18.

15. Juni 1911

### Johann Heinrich Mercks Briefe

Von C. Mühling (Berlin)

Das Charakterbild des darmstädterischen Kriegsrats Johann Heinrich Merck ist durch Goethe mit unzerstörbarer Schrift auf die Geschichtstafeln des deutschen Geistes gezeichnet worden. Weil der ihn an drei Stellen von „Dichtung und Wahrheit“ mit Mephistopheles vergleicht, gilt er der Nachwelt als Urbild des Geistes, der stets verneint, und der Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Schon Varnhagen von Ense hat in seinem Aufsatz „Mephistopheles-Merck-Wiesel“ darauf hingewiesen, daß dieser Vergleich hinft wie alle anderen, und das in ihm niedergelegte Urteil cum grano salis zu verstehen sei. Ich kann dem vielgeschäftigen Biographen seiner großen Zeitgenossen nicht unrecht geben. Nennt doch der Olympier selbst seinen Jugendfreund einen von Natur braven, edlen, zuverlässigen Mann. Und wenn er in demselben Atem von ihm behauptet, er hätte sich gegen die Welt verbittert, und ließe diesen grillenhaften Zug dergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein, so ist dies viel zu harte Wort nur dadurch zu erklären, daß Goethen, als er diese Zeilen zwanzig Jahre nach dem Tode Mercks niederschrieb, nicht sowohl das Bild des teilnehmenden, fördernden, unverbrüchlich treuen Freundes als das des Mannes vor Augen stand, der, durch schwere Schicksalschläge der Verzweiflung in die Arme getrieben, seinem Leben ein Ende machte. In seinen Briefen wenigstens — und Briefe sind doch immer noch die reinsten Quellen des Urteils über den Wert ihrer Verfasser — erscheint Merck, wenn auch zuweilen als Schalk, so doch gewiß niemals als Schelm, und von einer Verbitterung gegen die Welt ist nur in den aus den letzten Jahren seines Lebens stammenden etwas zu spüren. Gewiß weht uns aus ihnen ein kritischer Geist entgegen, und sein Urteil über Menschen und Dinge ist mit einem starken Zusatz von Bosheit und Sarkasmus gemischt, aber es kommt in ihnen auch die Fähigkeit, sich rückhaltlos für das Gute und Schöne zu begeistern, zu starkem Ausdruck. Die Pfeile seines Spottes richten sich nie gegen das, was anderen mit Recht verehrungswürdig und heilig ist, sondern sie treffen nur moralische Lumpen, aufgeblasene Nichtskönner und ihre Taten und Werke. Keine Spur von dem cynischen Geist, der das Erhabene in den Staub zieht, und der doch gerade der hervorstechende Zug

im Bilde des faustischen Teufels ist, findet sich in den Briefen dieses unermüdbaren, unternehmungslustigen Menschen, und man kann viel eher aus ihnen entnehmen, daß ihr Verfasser stets das Gute wollte und oft das Böse schuf, als das Umgekehrte.

Diese Vorstellung von Goethes Freund, die man sich unschwer schon auf Grund der bereits vor 75 Jahren durch Karl Wagner veröffentlichten, nicht eben zahlreichen Briefe Mercks hat bilden können, wird in der willkommensten Weise bestätigt und vervollständigt durch die jetzt zum erstenmal gedruckten Briefe, die er an Anna Amalia und an Carl August gerichtet hat.

Hans Gerhard Graf hat diese Briefe — 106 an der Zahl —, deren Handschriften sich im Großherzoglichen Hausarchiv zu Weimar befinden, in musterhafter Weise herausgegeben und sie durch erläuternde Anmerkungen in Zusammenhang mit den schon bekannten Tatsachen aus dem Leben Mercks und den bereits veröffentlichten Briefen gebracht, die von ihm geschrieben oder an ihn gerichtet worden sind.<sup>1)</sup> Auch dem Laien hat er unklare Stellen verständlich gemacht und gewissenhaft alle die Forderungen erfüllt, welche die kritische Methode der philologischen Forschung an solche Veröffentlichungen zu stellen pflegt. Aber eine bedeutende Bereicherung für unsere Kenntnis vom Wesen dieses merkwürdigen Mannes und von seinen Lebensschicksalen gewinnen wir aus ihnen nicht. Sie setzen dem längst feststehenden Bilde einige Lichter auf, ermöglichen die Berichtigung einiger Daten und die Ausfüllung einiger übrigens recht unwesentlicher Lücken seiner persönlichen Erlebnisse, und ihre Lektüre ist, von einigen wenigen abgesehen, nicht einmal sehr amüsan. Das liegt natürlich nicht an dem geistprühenden Verfasser, sondern an dem Gegenstand des überwiegenden Teils seiner Briefe. Nachdem er im Juni 1778 auf einer Rheinreise, in deren Erinnerungen er noch ein ganzes Jahrzehnt schwelgte, mit der Herzogin Anna Amalia durch wochenlanges vertrautes Beisammensein, durch die gemeinsame Betrachtung von schönen Landschaften und erhabenen Kunstwerken — man kann wohl sagen — in ein wahres Freundschaftsverhältnis getreten war und sich bei den Besuchen der Ge-

<sup>1)</sup> Joh. Heinr. Mercks Briefe an die Herzogin-Mutter Anna Amalia und den Herzog Carl August von Sachsen-Weimar. Hrsg. von Hans Gerhard Graf. Leipzig, Insel-Verlag.

## Henri de Régnier

Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski  
(Charlottenburg)

Henri de Régnier, der Sproß eines altfranzösischen Adelsgeschlechts, der nun mit sechsundvierzig Jahren, also verhältnismäßig jung, unter die Unsterblichen der französischen Akademie aufgenommen ist, war den Kennern längst kein Fremdling mehr. In Deutschland hat H. Graf Kehler bereits 1896 im „Pan“ mit Nachdruck auf ihn hingewiesen; in Paris rechnete man schon seit einigen Jahren mit der ihm nun zuteil gewordenen Ehrung. Weiteren Kreisen ist er trotzdem — namentlich im Auslande — so gut wie unbekannt geblieben, obwohl er einer der stärksten Künstler Jungfrankreichs ist und auch manche Wesenszüge besitzt, die unserm germanischen Empfinden näherkommen. Ich halte es nicht für unmöglich, daß der namentlich in seiner Jugendlyrik hervortretende träumerisch-ernste Zug ein Erbteil fränkischer Vorfahren ist und daß die traumhafte Kunst seines Lehrers Stefan Mallarmé, der seine ganze Ästhetik auf Richard Wagners Musik aufgebaut hat, eben nur auf einen derart „erblich Belasteten“ so tief wirken konnte, wie es geschehen ist. Immer wieder drängen sich dem Leser Parallelen zu deutschen Dichtern, zu R. M. Rilke, zu W. Raabe, zu C. F. Meyer auf, die de Régnier kaum dem Namen nach kennt.

Doch wie dem auch sei, jedenfalls kann man das eine sagen, daß die Vergangenheit in seinen Dichtungen wie in seiner Prosa eine überragende Rolle spielt, daß er sich bewußt als den letzten Sproß eines alten müden Geschlechtes empfindet und seiner Kunst als Motto die Worte R. M. Rilkes setzen könnte:

Das ist der Sinn von allem, was einst war,  
Daß es nicht bleibt mit seiner ganzen Schwere,  
Daß es zu unserm Wesen wiederkehre,  
In uns verwoben tief und wunderbar.

Immer wieder finden wir in seiner Lyrik die rückwärtseindeutende Optik des Erben einer alten reichen Kultur, dessen Blick die Fülle des Gewordenen nur noch in großen Symbolen zusammenzufassen vermag.

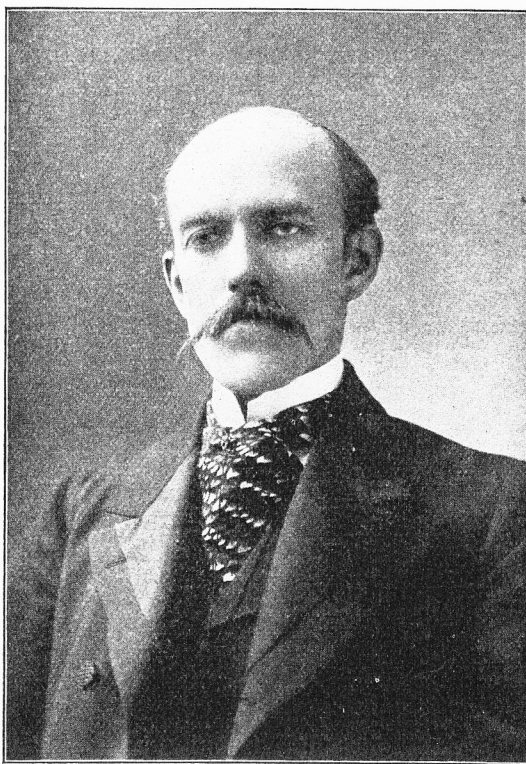
Auch stofflich bevorzugt er die bunte Staffage des Herbstes mit seinem müden Sonnenglanz, seinen reifen runden Früchten, seinem wehmütigen Ausblick auf Tod und Winter, seiner farbenschildernden Verwefung. Sein Symbolismus ist nichts Angelerntes, sondern ein Hineingeborensein in weite Horizonte, deren Gefühlsinhalt er nur in dieser halb abstrakten Weise auszuformen vermochte, „befreit von dem zu großen Pathos der Dinge“.

Als de Régnier in reiferen Jahren von diesem „uferlosen“ Symbolismus zum realistischen Roman und zur historischen Novelle überging und das Leben,

das er in der Wirklichkeit nicht zu leben vermochte, in den Gestalten seiner Kunst mit Bewußtheit auslebte, war auch hier wieder das Einst stofflich wie formal bedingend für seine Kunstübung. Ja selbst die modernen Stoffe, die er gelegentlich behandelte, wurden von der Vergangenheit überschattet. In seiner wundervollen Novelle „Jours heureux“ gestaltete er zarte, liebliche Kindheits-erinnerungen mit leisem Humor; in dem Roman „Le Mariage de Minuit“ schilderte er unmoderne Menschen, die eine altmodisch-graziöse Sprache und ein geistreich-frivoles Rokokoleben führen — die letzten Trümmer der alten Noblesse, die von der Jakobinerfaust der Revolution zerschlagen wurde wie zartes, zerbrechliches Sevresporzellan . . .

In Gefühlsleben und Ausdruck vielfach deutsch anmutend, ist de Régnier formal jedenfalls ein echter Franzose oder besser Lateiner, ähnlich wie sein normännischer Landsgenosse Flaubert, der sich selbst

eine deutsche Seele, aber klassisches Formgefühl zuschrieb. Und wenn der Inhalt seiner träumerischen Jugendlyrik durch Stefan Mallarmé bedingt wurde, so näherte sich de Régnier in der Form späterhin seinem Schwiegervater, dem durchaus „lateinischen“ Parnassien und Akademiker H. M. de Hérédia, in dessen Adern Haidgoblut rollte. Friedrich Nietzsche hat einmal die französische Kultur als prachtvolle Synthese nordländischen und südlichen Empfindens hingestellt; auf Henri de Régnier paßt diese Definition jedenfalls. Sein ganzes Dœuvre bewegt sich zwischen den beiden Polen musikalischer Stimmungskunst und artistischer Vollendung. Es vereint die weiten, unendlichen Horizonte mit der runden Ausformung und der gewollten Beschränkung und ent-



Henri de Régnier

geht dadurch dem Spielerischen der „parnassischen“ Kunstübung ebenso, wie der Formlosigkeit mancher deutschen Hervorbringungen. Das unendliche Meer braust in diese Lyrik hinein, aber die epikuräische Freude an kleinen vollkommenen Dingen steht dicht daneben. Beide Tendenzen halten sich in reiflicher Synthese das Gleichgewicht.

Daß dieses dichterische Phänomen bisher weniger Beachtung fand als es verdient, ist bedauerlich, doch erklärlich. Die dunkle, schwermütige Mystik seiner Jugendlyrik, das Besingen von Weltflucht und Resignation in Klangschönen, aber rätselreichen Liedern, konnte ihm nur einen kleinen Kreis von Ästheten zu Anhängern werben, zumal alle Übersetzungskünste an diesen Dichtungen scheitern mußten. Vollends die wundervolle Lyrik seiner reifen Mannesjahre, die den einstigen Versrevolutionär und Mallarmé-Schüler ganz im Banne akademischer Korrektheit zeigt, ist Kunstlyrik par excellence und, wie Horazens Oden, nur im Original wirklich zu genießen.

Von seinen Romanen und Novellen, die seit 1900 entstanden und in denen er aus dem Traum- und Fabelland, aus der toten Natur ins Menschenleben trat, sind zwei der besten, sein Hauptwerk „La double Maîtresse“ („In doppelten Bänden“) und seine Novellenammlung „Les Amants singuliers“ („Seltsame Liebschaften“), von mir zwar verdeutscht worden, aber nicht in erhoffter Weise durchgedrungen. Auch die Originale stehen in ihren Auflagehöhen beträchtlich hinter dem zurück, was man in Frankreich einen „Erfolg“ nennt. Bei dem erstgenannten Roman mag es daran liegen, daß um eine im Grunde einfache Handlung — deren einzelne Teile nach Art des altfranzösischen Romans freilich sehr ineinander geschachtelt sind — sich ein ganzes Gewirr kleiner Züge und Tatsachen kristallisiert, lauter angewandte Psychologie und meisterhafte Milieuschilderung, die den eigentlichen Reiz des überreifen Werkes bilden. Wie W. Raabe, vermag auch de Régnier keinen wahren Helden auf die Beine zu stellen. Auch er gibt uns als Hauptfigur eine zerfahrene, hamletartige Sonderlingsgestalt mit einem Stich ins Wehmütig-Komische. Daneben fehlt zwar auch ein echt gallischer, erotischer Einschlag nicht, wie wir ihn ja selbst in der kühlen Kabinettkunst von Meister Anatole France so häufig finden; doch ähnlich wie France weiß auch de Régnier durch die kalte Gelassenheit der Darstellung und einen fast ironischen Abstand von seinem Gegenstand dem heißen Thema seinen Stachel zu nehmen. Ähnliches gilt von der erwähnten Novellenammlung, die nicht minder die Kälte der großen Kunst atmet und feinschmeckerisch ausgekostet sein will, eben dadurch aber das große Publikum eher abschreckt als anzieht.

De Régniers spätere Werke sind nicht alle gleichwertig und werden unserm deutschen Empfinden nicht immer zusagen. So versteigen sich die galanten „Rencontres de M. de Bréot“ in Sphären, die dem laiziven Dunstkreis der Werke Pierre Louys (eines Schwagers de Régniers) recht nahe kommen. In anderen wieder, wie in den lebenswürdigen „Vacances d'un jeune Homme sage“ oder in „La Flambee“, in denen mit dem Feuer Amors nur ein wenig gespielt wird, überwuchert die Klein- und Feinmalerei derart, daß eine geschlossene Wirkung, wie sie „In doppelten Bänden“ oder „Seltsame

seltsame Liebschaften“ noch auszuüben vermögen, nicht mehr aufkommt, so apart und suggestiv diese Kleinkunst im einzelnen auch sein mag. Das Beste, was de Régnier neben diesen zwei Büchern geschaffen hat, ist unstreitig der in der Sprache Saint-Simons gemeisterte Roman „Le bon plaisir“, der im Zeitalter Ludwigs XIV. spielt und die Gestalt seines armen, zum Krüppel geschossenen Helden von einem kunstvoll ausgestrichelten historischen Hintergrund absetzt.

Können wir über manche in Frankreich zur Unsterblichkeit Berufenen hinwegsehen, ohne etwas zu verlieren, so hat die Akademie mit der Wahl de Régniers doch wieder einen Griff getan, der auch außerhalb Frankreichs Beachtung verdient. Der Zweck der Akademie ist der, die größten Sprachkünstler Frankreichs, unbekümmert um ihre äußeren Erfolge oder Mißerfolge, aus der Masse der Schriftsteller herauszuheben; und das Attribut eines großen Sprachkünstlers wird man de Régnier so wenig versagen können wie einem France, Loti und Rostand. Aber de Régnier ist mehr als ein Sprachkünstler; er ist ein zarter Poet voll feiner und tiefer Gedanken und Bilder und ein Erbe uralten Kulturreichtums.



## Gedichte von Henri de Régnier

### Der Gast

Ein stilles Haus, die schlichte Tür verriegelt,  
Ein Tisch von Ebenholz, der widerspiegelt  
Die frischen Früchte und den Wasserkrug,  
Landwege draußen, die zum Höhenzug  
Ansteigen, der das nahe Meer verdeckt —  
Und alles, was den Frohsinn mich gelehrt  
Von solchen, die kein andres Glück begehrt,  
Als eine Quelle, rosenüberdeckt,  
Ein Rebhüglein, einen Lebensabend,  
Mit sanften Freuden Sorg' und Neid begrabend  
Und gleiche Friedlichkeit tagein, tagaus:  
All dies verstand ich erst, als in mein Haus  
Du, Liebe, tratest, die ich längst entbehrt,  
Mit deinem Frauenmund die Früchte ähst  
Und aus dem Krüge trankst und niedersahst  
Und deine Schwingen faltetest am Herd.

Deutsch von Sigmар Mehring.

### Der Begleiter

Es zieht dir nach durch Berg und Auen hin  
Ein unsichtbarer, ewiger Gefährte,  
Durch Dünen sand und welkes Laub und Grün:  
Hörst du den Schritt des Einst in deiner Fahrt?

Aus deines Lebens und Erinnerns Schoße  
Nahet er dir schweigend, und den Schatten just  
Pflückt er von jeder einst gebrochenen Rose;  
Beharrlich folgt er dir, des Wegs bewußt.

Er schläft in deinem Schlaf, träumt deine Träume,  
Steht morgens auf und folgt dir bis zur Nacht  
Durch Wälder, über Flüsse, Meeresräume —  
Bis er den Zauberspiegel dir gebracht.

Was dich erinnern kann, vergaß er nicht,  
Und in dem Spiegel siehst du dich zu zweit,  
Siehst hinter deinem Schicksal und Gesicht  
Ein ewiges Heute, die Vergangenheit . . .

Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronitowski.

### Die Lebensschwelle

Mir lachte nichts ins Elternhaus hinein . . .  
Ernst lastete gehäuftes Schweigen drauf  
Und seine Tür ging nicht mehr auf,  
Seit ihre Schlüssel sich verloren hatten,  
In einer Nacht, da alles schlief,  
Da auf der Gänge glatten Marmorplatten  
Der Schritte Schall so traurig sich verlief,  
Als ging' es da zum letztenmal hinein  
Durch Türenfluchten und durch Zimmerreihn . . .

Und wie ein Schleier lag's auf den Gesichtern  
Bei ihrem Hüchen durch die langen Gänge,  
Bei ihrem Sitzen in dem stillen Saal,  
Als ob kein Licht mehr in die Augen dränge,  
Als ob die Ohren sich entwöhnt der Klänge,  
Und auf den Lippen starb der Laut zumal,  
Daß man's vergaß, wenn man ein Wörtlein sagte,  
Und keine Antwort mehr zu geben wagte,  
Und Schatten ruhten auf der Ringe Lichtern . . .

Vom Ebenholz und Damast an den Wänden,  
Aus Gold- und Schildpattrahmen sah ich Frauen  
Mit müdem Blick und finstre Männer schauen,  
Blumen und Schwerter in den Ahnenhänden.  
Sie lebten noch, wie einst, für alle Zeit,  
Wie einst voll Hochmut oder Zierlichkeit.

Der eine hielt ein zugeklapptes Buch;  
Grämlich stand er im langen Doktorkleid,  
Mit Hermelin verbrämt. Ein andrer trug  
Den Silberharnisch um die Brust geschnallt;  
Und Frauen in Brokat in andern Rahmen,  
Ahnfrauen, Schloßherrinnen, Edel Damen,  
Getreu in ihrer Miene und Gestalt,  
Matt oder streng, blaß oder starr,  
Die Männer in der Kraft, sie in der Milde,  
Vergangenheit von allem, was einst war . . .  
Und denk' ich drat, mag in der Frauen Bilde  
Der Schlüssel wohl zu meinen Träumen liegen,  
Wie jene Männer mit den harten Zügen,  
In weiten Roben, in des Panzers Enge,  
Die rohe Tatkraft trug und Wissensstrenge,  
Den Grund zu meinen Taten mochten fügen . . .

Doch die nach ihnen kamen, da erschlafft  
Des welken Stammes letzte Lebenskraft,  
Die lebten in des müden Hauses Haft,  
Die Eltern, die das Erbe mir vertraut  
Des Gestern und die Macht der Gegenwart,  
Sie, die so schweigsam waren, sanft und zart,  
In trübem Sinnen und mit blasser Haut:  
Sie lebten all ihr Leben auf einmal,  
Tagaus tagein in immer gleicher Trauer;  
Sie waren ihres Schweigens Widerhall,  
Und jedes Gestern war von ew'ger Dauer:  
So hatten sie an einem Tag ihr Leben  
Verwirkt, um immer neu es anzuheben . . .

Tot an den Fenstern die Gardinen hingen;  
Die Leuchter hielten eine ganze Nacht  
Vor hohen Spiegeln regungslos die Wacht.  
Die Kerzen brannten bis zum Selbstverzehren  
In langen, wächsernen, geduldigen Zähren,  
Und Nacht und Stille haben nichts gesagt —  
So senkt' ermattet auch die Zeit die Schwingen . . .

Die Zeit! Ich sah sie rinnen manche Jahre,  
Bevor ihr letztes Stündlein hat geschlagen  
Und beide tot und Seit' an Seite lagen  
Und eines schlief, das andere nicht zu wecken.  
Gedankenschwere Nacht an ihrer Bahre!  
Die gestern lebten, heute sind es Ahnen  
Und werden in den Bildern lebend mahnen,  
Wie jene, welche schon die Wand bedecken!  
O düstres Einst, draus ich emporgetaucht!

Wie wird der Wind sein, der vom Meere haucht  
In meinen Traum, dem nun die Stunde kam,  
Frohstimm zu wirken oder Seelengram?

Ich irrte lang am Meer in solchem Sinnen  
Und weinte, da das Lächeln ich verlernt,  
Denn jene Tage waren längst entfernt,  
Da man das Lächeln lernt, im Haus erküßt,  
Wo Seid' und Ebenholz die Wände schmückt,  
Das seinen Geist dem meinen aufgedrückt . . .  
Ich irrte lang am Meer in solchem Sinnen  
Und saß am Strande nieder, und die Hand  
Lieg' durch die Finger weißen Dünenand,  
Dieweil ich meines Schicksals dachte, rinnen . . .

Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronitowski.

### Weinlese

Dem Herbst will ich diesen Sang anheben!  
In Weidenkörben sich die Lese schmiegt.  
Die Traube, die den Mund uns rötet, wiegt  
Schwer in der Hand, wie das Geschick, das Leben . . .

Die Brunnen von des Regens Tränen schwellen.  
Die Flötentöne, kaum, daß sie verklungen,  
Sind fern schon, traurig, schon Erinnerungen.  
Der ist gealtert, der da weiß von Quellen

Fern hinter Rebenhügeln, Fluß und Land,  
Die ewig rinnen und, wenn wir uns neigen,  
Jedwedes Antlitz unsres Einst uns zeigen  
Und stille Pfade, die wir einst gefannt,

Und Schatten, die von unserm Schatten rühren,  
Und Jahre, die auf Stoppeln alter Zeiten,  
Sich von uns wendend, Hand in Hand hinführen!  
Und doch ist dieser Abend schön; es führen

Die Götter nackt den Reihn durch unsern Geist.  
Die Trauben in den Korbgeflechten glühen, —  
Und doch beweinst du, Herbst, des Sommers Fliehen!  
O Ariadne, ewiglich verwaist!

Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronitowski.

(Alle vier Gedichte aus der Sammlung „Das junge Frankreich“, eine Anthologie deutscher Uebersetzungen. Mit sieben Porträts. Berlin 1908, Deisterheld & Co. 2. Tausend.)



## Neue Lyrik

Von Ernst Lissauer (Berlin)

### II

Richard Schaukal legt eine neue Ausgabe der „Ausgewählten Gedichte“<sup>1)</sup> vor; der erste Band, „Verse“, entspricht dem ersten, der zweite, „Bilder“, dem zweiten Teil der „Ausgewählten Gedichte“, die 1904 im „Inselverlag“ erschienen und vergriffen sind. Über Schaukals liedhafte Lyrik ist hier ausführlich gesprochen worden, als das „Buch der Seele“ angezeigt ward; aus ihm sind eine Anzahl der besten Stücke in die „Verse“ übernommen worden und machen mit ihren besten Teil aus. Hier hat Schaukal vielfach einen echten liedhaften Ton getroffen, der mit Sicherheit an die liedhafte Lyrik aus der Mitte und dem Anfang des vorigen Jahrhunderts anknüpft; Stücke solcher Art sind: „Seele“, „Nach einem Regentage“, „Entführung“. In andern Gedichten wirkt der liedhafte Ton mehr wie Nachahmung aus stilistischer Freude an der vergangenenen

<sup>1)</sup> München, Georg Müller. 112 und 92 S.